

I. Rückblick und Ausblick.

Neue Wege der deutschen Kolonialpolitik nach dem Kriege,
vom Herausgeber

gewidmet dem Andenken seines lieben Sohnes Heinrich und
aller Kameraden, die gleich ihm für unserer Heimat Macht
und Wehr, für Deutschlands Ehr gefallen sind.

Ein Jahr dieses großen Weltkrieges ist schon verflossen, seit das letzte Nachrichtenheft, die Kriegsnummer des „Deutschen Kulturpionier“ hinausgegangen ist als Gruß an die Kameraden und Freunde. Viele hat dieser Heimatsbote gar nicht erreicht. Manch einer der Getreuen fiel schon zuvor im Heldentod für Deutschlands Ehre, — gar manche aber, so all unsere Freunde drüben überm Meer konnte der Bote von daheim nicht erreichen, gerade weil dieser Krieg erst ein Kampf um die Freiheit der Meere ist! — Bei all den stolzen Siegen, den ins riesenhafte gehenden Erfolgen, wie solche in der Weltgeschichte bisher unerhört waren, ist darum doch unserem Volke als eine schmerzliche Niederlage nicht erspart geblieben, allerdings in unehrlichem, unritterlichem Kampfe, der Raub fast all unserer Kolonien. Wo er sich hätte vermeiden lassen? Beles, zumal die Erfahrungen in Deutsch-Ostafrika sprechen dafür, wenigstens für die Möglichkeit erfolgreicher Verteidigung der afrikanischen Gebiete. Gerade die Niederlage von Südwest — (möchten doch jene endlich, die es angeht, für einen ordentlichen deutschen Landesnamen sorgen!) — ist darum für den deutschen Kolonialpolitiker eine herbe, bittere Erfahrung. Wir alle empfinden daher lebhaft und stark das mit, was der Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf im Reichstag unter allseitiger Zustimmung erklärt hat: „Ich danke den Vorrednern für die aner kennenden Worte, die sie unseren Kolonisten gewidmet haben. Unsere Kolonisten sind lange genug draußen, um zu wissen, aus welchen Arsenalen Großbritannien sich die Waffen genommen hat, um uns unsere

Als Vortrag gehalten mit Genehmigung der Zensur im Deutschen Wehrverein.

Kolonien zu nehmen. Sie wußten, daß sie auf den Schutz unserer Flotte nicht rechnen konnten, und daß sie angewiesen waren auf sich selbst und die kleine Zahl der Schutztruppen. Alle Kolonisten und Soldaten haben sich tapfer und todesmutig für die deutsche Sache gechlagen. Der Fall von Südwestafrika, dieser großen uns ans Herz gemachten Kolonie, war der schwerste Schlag, der die deutsche Kolonialverwaltung bisher getroffen hat. Aber wir harren aus in der Ueberzeugung, daß das Schicksal unserer Kolonien nicht auf den Schlachtfeldern in Afrika, sondern hier in Europa entschieden wird. Allerdings ist dieser Hinweis auf die Zukunft nur ein schwacher Trost für die unsäglichen Leiden, die ein Teil unserer Landsleute in dem mörderischen Klima der Kolonie Dahomey und auf den Transporten nach Europa erlitten hat und noch erleidet. Die unwürdige Behandlung der Weißen in Gegenwart der Farbigen, die Mobilitierung der schwarzen Rasse gegen die weiße Rasse ist ein Schandfleck, den England nie wieder los wird. England, die große Kolonialmacht, die als Beherrscherin von Millionen von farbigen Untertanen als Leitsatz seiner Verwaltung den Satz vom Prestige des weißen Mannes aufgestellt hat, wird noch am eigenen Leibe spüren, was es heißt, die eigene Rasse zu beschimpfen, zu besudeln und buchstäblich mit Füßen zu treten. Wir wollen uns durch diesen Schlag nicht abschrecken lassen, unsere Kolonialpolitik auf der bisherigen Bahn weiter zu verfolgen, und den letzten harten Schlag wollen wir mit dem Entschluß beantworten, daß wir weiter gehen werden auf der von uns richtig erkannten Bahn.“ —

Mag nach dem Friedensschluß der koloniale Verlust Deutschlands während des Krieges so oder so wieder ausgeglichen werden, — mag es, wie wir bestimmt hoffen, gelingen, das Wort unseres Kaisers zur Wahrheit zu machen, „Wo der deutsche Adler einmal seine Fängen eingesetzt hat, da läßt er sie nicht wieder los“, an einer Tatsache kommen wir dann doch nicht vorbei — es müssen neue Wege der kolonialen Arbeit gesucht und beschritten werden. — Vieles wird nach dem Kriege ein anderes Gesicht haben, als vorher. Nicht nur die wirtschaftlichen Grundlagen und Grundanschauungen bedürfen einer Neuprüfung und Neuregelung, sondern auch die innerpolitischen wie außerpolitischen Grundsätze lassen sich für die Folge in der bisherigen Weise nicht festhalten und durchführen. Selbst wenn wir noch so zuversichtlich an der von manchen sehr maßgebenden Kreisen vertretenen Anschauung festhalten wollen, daß im Großen und Ganzen gerade auch durch die Erfahrungen der jetzigen Weltkrisis sich unsere deutsche Kolonialpolitik des letzten Jahrzehnts als richtig und bewährt erwiesen habe, und selbst wenn wir bei einer im Großen und Ganzen anerkennenden Zustimmung zu dieser Ansicht uns rückschauender Kritik heute enthalten wollen, so kommen wir doch nicht an der Erkenntnis vorbei: die gewaltige Umwälzung dieser Zeit stellt uns auf allen nationalen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gebieten für die Folge auch vor neue und bisher in der

großen Masse des deutschen Volkes teilweise sogar noch nicht einmal geahnte Aufgaben. Darum glauben wir es jetzt schon betonen zu müssen, es sind in der Tat neue Wege, die sich der deutschen Kolonialpolitik nach dem Kriege aufstun werden.

Nach drei Seiten werden wir es mit neuen, kolonialpolitischen Richtlinien für die Folge zu tun haben. In erster Linie handelt es sich darum, große wirtschaftliche Fragen, geknüpft an das Bedürfnis, unsere nationale Gütererzeugung, gemäß den Erfahrungen des Krieges noch weit mehr, als bisher selbst eine weiterschauende Weltwirtschaft und Kolonialpolitik für nötig hielt, in ausgiebigstem Maße zu verselbstständigen.

Daneben aber wird nicht minder zwingend die große soziale Seite der kolonialen Arbeit in den Vordergrund treten. Ein Krieg der Millionen und Abermillionen von Männern aus allen Schichten des Volkes in engster Kameradschaft verbunden und den landfremdesten Industriearbeiter und Großstädter wieder in engste Verbindung mit dem Kampf um die Scholle gebracht hat, der bringt auch für jedermann aus dem Volke den inneren Anreiz und den moralischen Anspruch mit sich, weiteren Ellbogenraum im neuen Reiche zu finden. Krieger, die unter harter Entbehrung, mit opferreicher Begeisterung, in monatelangem Schützengrabenkampf, wie in sieghaftem Vordringen tausende von Kilometern fremden Landes erobernd durchzogen haben, die werden für sich und ihre Familie hinfort kaum wieder beschränkt sein mögen auf enge Ein- oder Zweizimmerwohnungen in luft- und lichtarmen Steinbauquartieren.

Drittens endlich erscheint uns aber die politische Seite der Kolonialarbeit gerade für die Folge besonders recht wichtig. Erst durch die kolonialen Bestrebungen ist unser Volk in der Neuzeit unter dem Einfluß des Krieges in Deutsch-Süd-West und des China-Feldzuges sich seiner weltpolitischen Aufgabe im Gegensatz zu der bis dahin allein maßgebenden Festlandsstellung als europäische Großmacht bewußt geworden. Ja, heute mehr denn je erkennen wir, daß die Kolonialarbeit das wertvollste Rüstzeug in dem Kampfe um das nationale Selbstbewußtsein unseres Volkes geworden ist. Erst dadurch haben alle Kreise unseres Volkes großzügiger, weitsichtiger, weltfreier zu denken und zu handeln gelernt. Aber wir stehen damit doch nur am Anfang. Wir müssen in den kommenden Menschenaltern uns in dieser national- und weltpolitischen Tüchtigkeit erst recht ausbilden und innerlich wie äußerlich tüchtig, ausdauernd, widerstandsfähig machen. Das wird nicht nur für unsere äußere Machtstellung, sondern vor allem für unsere innere Politik und die Einigkeit des deutschen Volkes die wertvollste Fortsetzung des großen nationalen Segens des jetzigen Riesenkampfes sein.

Gerade im Hinblick auf diese drei Gesichtspunkte glauben wir nicht zuviel zu behaupten, wenn wir sagen, die deutsche Kolonialpolitik ist nach dem Kriege auf völlig neue Wege gewiesen.

Die alte Streitfrage, ob das deutsche Volk genügend überschüssige Kräfte habe, um auch bei der neuesten wirtschaftlichen

Entwicklung noch unbedenklich Auswanderer, Ansiedler in außerdeutsche, überseeische Länder abzugeben, wird durch die Erfahrung des Weltkrieges unfraglich erst recht und mit Recht neu aufleben. Denn national demütigend und wirtschaftlich wie militärisch hemmend ist doch für uns unfraglich die Tatsache, daß Millionen tüchtiger Deutscher fern dem Vaterland unter fremder Herrschaft sitzen, zumal in den englischen Kolonien und in Rußland, aber auch in den Vereinigten Staaten, wertvolle Kräfte, die in diesem furchtbaren Ringen um Sein oder Nichtsein Deutschlands uns beim besten Willen nicht helfen können. Statt dessen müssen sie sogar vielfach zur Stärkung der Machtmittel unserer Feinde mittelbar oder unmittelbar beitragen, mindestens aber den Gegnern willkommenene Handhabe bieten zu Druckmitteln gegen uns durch Gefangensetzung, Veraubung und allerlei Drangsalierung. Nur mit Ingrimme kann man daran denken, wie unsere Auslandsdeutschen so ganz und gar in die Hand der Engländer und ihrer Helfershelfer geliefert sind. Das sollte uns doch in dem Maße in Zukunft nicht wieder begegnen! Schlimm genug war's schon, daß durch die geschichtliche Entwicklung Millionen und Abermillionen unseres Volkes den fremden Völkern zum willkommenen „Kulturdünger“ dienen mußten. Traurig genug war's, daß oft die tatkräftigsten und leistungsfähigsten Söhne Deutschlands zu Führern und Vorkämpfern fremder Weltherrschaft, Weltwirtschaft und Geldmacht wurden, — in Canada und Australien, in Südafrika, Indien und all überall in der Welt. Schmähschlicht genug vor allem war's, wenn deutsche Renegaten=Ueberläufer zu verbissenen Feinden, hohnlachenden Verrätern und heuchlerischen Moralpredigern des Deutschtums wurden. — Soll das etwa auch in Zukunft so weitergehen? Gewißlich nicht! Unvergessen soll auch den verruchten Yankee's mit ihrem englischen Präsidenten ihre „neutrale“ Gesinnung gegen Deutschland und ihre „made in America“=Munition bleiben! — Darum müssen wir in erster Linie dafür sorgen, daß die deutsche Auswanderung nach den fremden Ländern, zumal nach dem englischen Sprachgebiet, soviel wie irgend möglich unterbunden, von da abgelenkt und in andere Bahnen, ja womöglich zurückgeleitet wird. Was bisher schon eine wesentliche Aufgabe unserer Witzenhäuser Bestrebungen, Aufgabe der deutschen Kolonialschule und des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Auswanderer war, — wofür der Herausgeber dieser Blätter seit mehr als zwei Jahrzehnten kämpft, — das muß jetzt erst recht zielbewußt betrieben werden. Denn in erster Linie gilt's nunmehr: Das Deutschtum zu stärken, alle Kräfte zu sammeln, zusammenzuhalten, zu mehren und in möglichst geschlossener Kraft zu entsaften.

Gewißlich war vordem die edle Aufgabe der sogenannten „Inneren Kolonisation“ zum parteipolitischen Schlagwort geworden. Aber die Sache an sich kann nicht tatkräftig genug und vor allem nicht praktisch — sachverständig genug in der Folge angegriffen werden. Verheißungsvolle, vorbildliche Arbeiten lagen z. B. nicht

nur in den Ostmarken, sondern namentlich auch in Pommern und Ostpreußen, — aber nicht zum wenigsten auch in Kurland schon vor dem Kriege vor. Gerade auf den Spuren dieser jetzt genannten Siedlungsarbeiten wird es nötig sein, zielbewußt weiterzugehen. Was die zu unrecht viel verlästerten baltischen Landherren im Dienste der nationalen Sache weitsichtig und sozial — aufbauend geleistet haben — geleistet in der kurzen Spanne Zeit von sieben Jahren seit der russischen Revolution, — das nachzumachen, kann für uns in den jetzigen und künftigen Ostmarken nur „ein Ziel des Schweizes der Edelen“ wert sein. — Wie großzügig und wie vorbildlich dort in den Ostseeprovinzen unter den schwierigsten Verhältnissen deutschkoloniale Arbeit, Siedlungsarbeit geleistet worden ist, dafür sei an dieser Stelle aus dem Hefte 19 der „Schriften für innere Kolonisation“ auf die verdienstliche Schilderung von S. Broedrich hingewiesen. Da heißt es:

„Der Jahrhunderte alte Kampf um die kulturelle Vorherrschaft der Ostseeprovinzen und die genaue Kenntnis der innerrussischen sozialen und politischen Entwicklung ließen die Deutschen hier klar erkennen, daß ihnen nur eine kurze Frist durch die Gunst der Zeit gegeben sein würde, um ihr von der Russifizierung so schwer geschädigtes Volkstum stärker aufzurichten. Desgleichen erkannten sie klar, daß mit der naturnotwendigen Weiterentwicklung der demokratischen Herrschaft in Rußland — namentlich durch die stolypinische Agrarreform innerlich gewaltig gestärkt — in absehbarer Zeit der Krieg gegen Deutschland, und damit der Vernichtungskampf gegen alles Deutsche, losbrechen mußte. Es wurde daher der kühne Plan gefaßt, sich dagegen durch eine innere Kolonisation der Lande mit deutschen Kolonistenbauern zu stärken und dann auf die Schicksalsstunde der Entscheidung zu warten. Die Auffassung, daß das baltische Land dem Deutschen Reiche begehrenswert erscheinen würde, wenn dort ein kraftvoller deutscher Bauernstand das feste Fundament nationaler Kraft würde, beherrscht die Männer, die in Kurland — einer feindlichen Welt zum Trost — an die Ausföhrung dieser Arbeit gingen.

Es muß hier vorweg noch auf einen Umstand hingewiesen werden: das einzige Recht, das der deutschen Ritterschaft in Kurland nach Aufhebung der deutschen Verfassung durch Alexander III. blieb, war das Recht, sich selbst zu besteuern. Die stimmberechtigten Besitzer der mehr als 500 Rittergüter (das Stimmrecht haftet am Rittergute), die über 90 Prozent heute noch in deutscher Hand sind, konnten sich alle drei Jahre zu Landtagen versammeln, in denen sie die gewilligten Steuern auf diese Rittergüter nach der Steuerrolle verteilten, und diese „Landesbewilligungen“ unterlagen nicht der Kontrolle der Reichsverwaltung. — Es ist nun bezeichnend für den nationalen Geist dieses Großgrundbesitzers, daß über 80 Prozent dieser gesamten „Willigungen“ zur Erhaltung und Förderung des Deutschtums in den Städten für Schule und deutsche kulturelle Zwecke abgeführt wurden, und daß nach der Revolution des Jahres 1905 trotz der schweren wirtschaftlichen Schädigungen des Großgrundbesitzes — diese Steuern um das Doppelte stiegen, und im selben Prozentsatze den kulturellen Zwecken des Deutschtums in den Städten dargebracht wurden. Diese Opferfreudigkeit für nationale Zwecke war die Grundlage der gesamten deutschen Kultur des Landes. Interessant ist es, daß die ca. zwanzig letzten Rittergutsbesitzer des Landes niemals gegen diese Steuern stimmten und immer mit der Majorität gingen, weil Förderung deutscher Kultur ihnen als Förderung der Kultur überhaupt galt. — Die Reichsregierung mußte natürlich, daß mit der Zerstörung des deutschen Grundbesitzes das Deutschtum seiner stärksten Stütze beraubt war und wollte nun die schwere materielle Not, die die Revolution über ihn gebracht hatte, ausnützen. Die in den Landen eröffneten Abteilungen der staatlichen Bauernagrarkasse erhielten den Auftrag, möglichst viele Rittergüter aufzukaufen und an russische Bauern zu parzellieren.

Hier nun setzte ein Kampf ein und wurde mit begeistertem Wagemute von einer zunächst nur kleinen Gruppe von Männern aufgenommen. Es ließ sich nicht leugnen: Die Revolution hatte auch die Hoffnung auf Besserung der nationalen Stellung entschwinden lassen. Die Möglichkeit einer einstigen Vereinigung mit dem Mutterlande nur zu streifen, erschien manchen uferlose Utopie. „Was weiß man von uns im Reiche?! Wie soll das zugehn?! usw. usw. . . .“ Diese sahen das einzige Ziel nationaler Selbsterhaltung in der Abwanderung nach Deutschland. Wenn diese Stimmung auch in geringer Minorität blieb, so brachte sie es doch mit sich, daß viele Güter zum Verkauf angeboten wurden, und weil deutsche Käufer fehlten, und vor allem das Kapital, bei der Unsicherheit der Verhältnisse infolge der Revolution, nicht Landgüter beleihen wollte, sondern ins Ausland ging, erschien es, als ob so gewaltige Verschwen in den deutschen Großgrundbesitz geschlagen werden würden, daß er seine herrschende Stellung verlieren würde. Zwei Umstände retteten die deutsche Sache: Die gerade stark steigenden Holzpreise und die Möglichkeit, durch die Kolonisation wohlhabende deutsche Bauern aus den Kolonien ins Land zu bringen. Nach einer monatelang vorbereitenden agitatorischen Tätigkeit in den Kolonien Polens, Wolhyniens und des Südgebietes — auf die Wolgakolonien wurde verzichtet, weil die dortigen Kolonisten für die Zwecke kurlischer Siedelung zunächst ungeeignet erschienen — begann die Arbeit. Gleich die ersten Güter, die die Agrarbank kaufen wollte, wurden durch besseres Angebot, zum Teil für denselben Preis erworben. Am besten ist wohl, wenn durch ein exaktes Beispiel die Art der Arbeit dargestellt wird.

Beispiel: Das Gut X im Goldingenschen Kreise, 8000 Morgen (2000 Hektar) groß, wurden für den Preis von 300 000 Rubel — ohne lebendes und totes Inventar — gekauft. 2000 Morgen (500 Hektar) mit der Gutslage wurden als Rittergut ausgeschieden und an den benachbarten deutschen Gutsbesitzer verkauft, mit der grundbuchlich eingetragenen Verpflichtung, die auf das ursprüngliche gesamte Rittergut X entfallende „Landeswilligung“ auf dieses Restgut zu übernehmen. Die dadurch erhöhte Belastung wurde durch den billigen Verkaufspreis ausgeglichen, die 500 Hektar für 60 000 Rubel verkauft. Dadurch wurde die Steuer, die Grundlage deutscher Kultur, gerettet. Von den übrigen 6000 Morgen waren 3000 Morgen Wald, der Rest kleinere Pachtstellen, Vorwerke, Piesen, unkultivierte Weide usw. Der Wald stand durchweg auf schönem, ackerfähigem Boden, wie zum größten Teil in Kurland. Er war zwar schon vielfach ausgehauen, aber das völlige Entholzen von 2000 Morgen für die Entnahme der Starkholzbestände aus dem übrigen Walde brachte doch 140 000 Rubel. Diese 2000 Morgen entholzter Waldfläche wurden nun in Parzellen von ca. 40—100 Morgen (unter 40 Morgen wurde prinzipiell nicht verkauft, der Gesamtdurchschnitt betrug 60 Morgen) zum Preise von 15 Rubel pro Morgen verkauft. Das brachte weitere 30 000 Rubel. Der Preis der 60 Morgen großen Parzelle betrug also 900 Rubel, davon mußten dreihundert Rubel, wenn möglich, angezahlt werden, man war aber auch mit 100 Rubel zufrieden und der Kaufpreiskredit wurde als 1. Hypothek auf diese Landstelle eingetragen. Käufer hatte in den ersten fünf Jahren für die Restforderung keine Zinsen zu zahlen, dann aber mit fünf Prozent jährlich zu verzinsen und den als Hypothek eingetragenen Rest seines Kaufpreises im Laufe von 40 Jahren — bei Weiterverkauf sofort — auszuzahlen. Die fünf Freijahre wurden bewilligt, um dem Käufer die Möglichkeit zu geben, ungehindert sein Land roden und seine Gebäude bauen zu können. Gleich im Frühjahr wurde ein kleines Stück des frischen Waldbodens Kartoffeln gebracht, der üppige Graswuchs der entholzten Flächen bot den ersten Kühen und Pferden reichliches Futter; im Herbst waren meist schon $1\frac{1}{2}$ Hektar für die Roggeneinsaat fertiggestellt, zum nächsten Frühling dieselbe für das Sommerforn und in fünf Jahren war die Landstelle fertig gerodet, hübsch bebaut, im Durchschnitt sechs bis acht Kühe, zwei Pferde und Kleinvieh vorhanden — aus der entholzten Waldfläche war blühendes Leben entstanden. Die eiserne Energie des Kolonistenbauern, sein und seiner Familie zäher Fleiß, Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit, der gewaltige, geradezu alttestamentliche Kinderreichtum und dessen viele Hände ersetzten das Betriebskapital. — Das ausgerodete Wurzels-

holz wurde zerkleinert und getrocknet, als Brennmaterial in die Stadt gefahren und brachte im Durchschnitt pro Hektar mehr als den Einkaufspreis. So war der arme Kolonist in fünf Jahren ein wohlhabender Bauer geworden und zahlte meistens nach fünf Jahren seinen Kaufpreis aus. Die letzten 4000 Morgen wurden nun gleichfalls in Einzelhöfe zerlegt, in Größe von 40 bis 400 Morgen (10 bis 100 Hektare) im Gesamtdurchschnitt von 25 Hektaren (100 Morgen) und zum Preise von 300 Rubel pro Morgen verkauft. Größtes Gewicht wurde auf eine geschlossene gute Abgrenzung gelegt, streubelegene Stücke nur zugelassen, um jedem Einzelhof ein Stück Wald zuzuteilen. Das Verhältnis war durchschnittlich etwa zwei Fünftel Acker und Wiese, drei Fünftel unkultivierte Wiese und Weide, sowie Wald und Buschländereien. Gebäude waren meist genügend vorhanden. Für diese Objekte wurde im Durchschnitt 40 Prozent des Kaufpreises angezahlt, 35 Prozent des Kaufpreises als erste Hypothek der kurländischen Landschaft (kurländischer Kreditverein) aus ihrem Darlehen auf das früher ungeteilte Gut, durch Zerlegung dieses Darlehens auf die aus dem früheren Bestande geschaffenen neuen Hypotheken übertragen und vom Käufer als Teil des Kaufpreises übernommen (wobei $4\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen und $\frac{1}{2}$ Prozent Tilgung jährlich der Landschaft zu leisten waren). Der Rest der Kaufsumme (ca. 20 Prozent) wurde als 2. Hypothek auf das neu geschaffene Gut eingetragen, welche mit Zinsfuß von 5 Prozent immer noch eine mündelsichere Anlage darstellte, und dieser 2. Hypothek eine 45-jährige Unkündbarkeit gegeben, um sichere Verhältnisse zu schaffen.

Wir rekapitulieren kurz: Kaufpreis des Gutes A 300 000 Rubel.			
Verkauf des Ritter-Nestgutes, dem grundbuchlich die Ritter-			
schaftssteuer für das gesamte Areal aufgebürdet war			
	60 000	"	
Durch Waldverkauf	140 000	"	
Erlös der 2000 Morgen Rodeland	30 000	"	
Erlös der 4000 Morgen bebauter Ländereien	120 000	"	

Summa: 365 000 Rubel.

Der Ueberschuß von 50 000 Rubel deckte die sehr großen entstehenden Unkosten für Verwaltung, Zwischenzinsen usw. usw. Keine Frage, daß unendlich viel höhere Gewinne erzielt werden konnten. Die Kessame aber und der Zug in die ganze Bewegung wurde gerade durch den Umstand gebracht, daß in richtiger patriotischer Erwägung der große materielle Gewinn im ganzen Maße, durch den niedrigen Verkaufspreis, dem neuen Stammesgenossen überlassen wurde, und bald wußte man es in allen Kolonien des Königreichs „Polen“, in Wolhynien und im Südwest und Süden, daß „das Kurland“ ein wunderschönes Land sei, viel freier schöner Boden, daß der Deutsche dort rasch zu Wohlstand kommen könne.

So wurden im ganzen von 1908 bis 1912 dreißig Rittergüter — 160 000 Morgen — angekauft und nach dem oben angeführten Beispiel der deutschen Steuerbasis erhalten und zugleich ein sicher fundierter deutscher Bauernsitz geschaffen. Die staatliche Bauernagrarrbank war auf der ganzen Linie geschlagen worden. Die Folge war, daß die Güter im Preise stiegen, niemand wollte mehr sein Gut verkaufen, das Vertrauen kam zurück, und die Idee der Kolonisation faßte feste Wurzel im Lande. Es fanden sich nun eine große Anzahl von Gutsbesitzern, die zur Stärkung der Bewegung Teile ihrer Güter, die sie selbst nicht einträglich bewirtschaften konnten, den Leitern der Bewegung zum Zwecke der Kolonisation zur Verfügung stellten. Da ein Drittel des Großgrundbesitzes fideikommissarisch gebunden ist und daher nicht verkauft werden kann, so wurden vielfach auf demselben Pachtkolonien mit vielfähriger Dauer errichtet, ferner wurden in großer Menge Kolonisten als Gutsangestellte, Revierförster, Forstknechte und Gutsarbeiter angeseht und die Bewegung fand die nachhaltigste Unterstützung durch die gedeihenden Kolonisten selbst, die aus der alten Heimat ununterbrochen für Nachzug sorgten, wobei folgende Erscheinung besonders förderlich war. Die angesehten Kolonisten, besonders die, welche ihre Höfe auf den entholzten Waldflächen begründet hatten, verkauften ihre neu entstandenen hübschen Höfe an die von ihnen herangezogenen Volksgenossen zu einem Preise, der im Verhältnis zu der von ihnen gezahlten Kauf-

summe einen sehr hohen Gewinn darstellte, — statt 15 Rubel pro Morgen erhielten sie im Durchschnitt 70 Rubel. Der Lohn ihrer drei- bis fünfjährigen Arbeit war ein fast fünffacher Gewinn, und sie legten diesen sofort in neuen Landkäufen an. Diese Bewegung wurde von den Leitern der Kolonisation durchaus gefördert, und die glücklichen Gewinner wurden veranlaßt, das Erworbene durch Ankauf lettischer Bauernhöfe festzulegen. Auf diese Art und Weise sind in der Umgegend der Kolonisationsgüter die deutschen Gemeinden sehr bedeutend durch Ankauf lettischen Besitzes gewachsen.“

Sürwahr, so kann man's machen, so müssen wir's machen, um uns im Osten einen sicheren deutschen Grenzwall durch Siedlungskolonisation zu schaffen. Auf den Spuren Heinrichs I., der die asiatische Flut mit seinen kriegstüchtigen Bauern und ritterlichen Landherren eindämmte, in den Bahnen der deutschen Ordensmänner mit ihrem Gefolge „reisiger“ Ritter und Bauern und ihrer Losung: „Gen' Ostland wollen wir reisen!“ — und in der Weise weitsichtiger Hohenzollernfürsten mit ihrer Kultur- und Siedlungsarbeit eröffnet sich dem deutschen Volke dort im Osten eine große neue Aufgabe! —

Nicht ist zu besorgen, daß es uns, selbst nach dem furchtbaren Ueberlaß des Weltkrieges (vgl. 2. November-Heft des Kunstwarts),

Unser Wille zum Leben. Als wir noch im „faulen Frieden“ lebten, ging ein Gedanke zwischen den verschiedensten Köpfen hin und her: „Geburtenrückgang und Volkskultur“. „Was brauchen wir so viele Menschen, wir haben so nicht genug zum Leben, alle besseren Berufe sind überfüllt, für die Schmararbeit auf dem Lande, in den Bergwerken und bei den Kanalbauten haben wir Ausländer genug. Der Wettbewerb in Handel und Gewerbe wird auch lästig. Der Staat nimmt weder Referendare noch Bauführer mehr an, wir haben Ueberproduktion an Waren, Ueberproduktion an Menschen. Besser wenige und gut gepflegt, als viele und kümmerlich ernährt!“ Vergebens warnten die Einsichtigen, vergebens fuhr die Staatsregierung die Gutachten der Hygieniker neben den unerbittlichen Zahlen der Statistik auf. Jeder sah achselzuckend auf den Nachbar: „Naturgesetz, Niedergang, und besser als in Frankreichs ists bei uns allemal.“ Die Qualität mach't's!“

Da kam der Sturm der Augusttage und legte all solches Gerede weg. Kriegserklärungen, Schlag auf Schlag, noch ein troziges Wiederholen „die Qualität mach't's“, und dann kam der Ruf nach der großen Zahl. Dann kamen überhaupt die Zahlen. Fünf Millionen Streiter und zwei Millionen Freiwillige. Aber woher kamen sie? Gesteht uns; wir haben die Sparbüchse von Vater und Großvater angegriffen. Was da zwischen 17 und 45 Jahren auf den Plan trat, und von 45 bis über 60 Jahre hinaus sich freiwillig meldete, das waren die Jahrgänge 1854—1871—1896, also aus der Zeit, wo auf 1000 Deutsche noch 35, 38,4, 40,9, 35,7 33 Lebendgeborene im Jahr kamen. Was heute im Felde steht, ist die Volkskraft vergangener Tage. Die Mutterkraft ist nicht mehr, die diesen Söhnen das Leben gab. Vor die Riesenaufgaben der Zukunft wird ein deutsches Volk gestellt werden, dessen Streitkräfte durch diesen Weltkrieg an Verwundeten, Toten und Kranken um Hunderttausende geschwächt, dessen Fruchtbarkeit heute schon auf 28, in Berlin sogar schon auf 13,7 Geburten für 1000 Einwohner gesunken war und dessen Geburtsziffer nach staatlichen Erhebungen schon im Jahre 1925 bei ähnlicher Beschleunigung des Abturzes auf die heutigen Ziffern Frankreichs mit 18,8 Geburten auf 1000 Einwohner sinken würde. So waren die Auslichten. Wo in deutschen Landesteilen die Geburtenziffer noch über 33 steht, „verdanken“ wir das der ländlichen oder industriellen slawischen Bevölkerung. In den rein slawischen Staaten ist die Mindestziffer 40, in Rußland ist sie 46,8, und das bedeutet nach Abzug der Gestorbenen einen Geburtenüberschuß von 1,8 Mill. Menschen jährlich, gegen 0,74 Millionen bei uns. Wie aber, wenn Rußland

der uns die männlichen Volkskräfte nur allzu arg gekürzt hat, — an Menschen, an Siedlern und Kolonisten fehlen werde. Nein, Tausende und Abertausende von Kriegeren stehen uns für diesen Zweck zur Verfügung, wenn das Werk nur richtig angefaßt, der große Gedanke der Kriegerheimstätten nur mit rechtem Heinrichs-Geist und alter Hohenzollernweisheit durchgeführt wird. Daneben aber ist es Ehrenpflicht des deutschen Reiches und ebenso national- wie wirtschaftspolitische Selbstverständlichkeit für uns, daß wir nach dem Kriege uns der ein bis zwei Millionen deutscher Kolonisten annehmen, die in Rußland jetzt von Haus und Hof vertrieben sind und vertrieben werden. Eine ins Riesenhafte getriebene Wiederholung der landflüchtigen Not der Salzburger und Zillertaler bietet sich hier von neuem einer staatsmännischen Weisheit und edelen Fürstenfürsorge zur Heilung dar. Nicht vergeblich sollen jene armen deutschen Brüder auf Schutz und Hilfe rechnen. Wie sehr sie darauf rechnen, dafür möge noch eine kurländische Erfahrung sprechen: „Heimliche Sendboten“, erzählt Broedrich, „trafen in Kurland bei den Stammesgenossen ein, um zu erkunden, ob doch nicht vielleicht auf Hilfe zu hoffen wäre, und ob das deutsche Reich nicht das deutsche Rußland — die Ostseegebiete — mit starker Hand nehmen würde, dann wolle der letzte Kolonistenbauer dorthin und fest und treu im neuen Vaterlande sich an das alte Reich schließen. Man wußte ihnen nur zu sagen, sie sollten auf Gott vertrauen, man wisse nichts, könne aber nicht glauben, daß das deutsche Reich erst eine Welt besiegen würde und dann zwei Millionen Deutsche, die

wirtschaftlich weiter erstarke, wenn die Hygiene den Seuchen, eine bessere Bodennutzung den Hungersnöten, ein besserer Verkehr den Entfernungen dort entgegenwirke, wenn Eisen, Kohle und Gold wie Niesen aus dem Boden aufstünden? Was will es bedeuten, daß sich unser kleineres Kapital an Volkskraft heute noch mit 1,36 vom Hundert verzinst gegen eine Verzinsung der gewaltigen russischen Volkskraft mit 1,11 vom Hundert? Das war der ganze Erfolg unserer bis zum Neuesten verfeinerten öffentlichen Gesundheitspflege, Seuchenbekämpfung, städtischen Hygiene und unserer durch Mephit und Bakteriologie, durch Licht, Luft und Strahlenbehandlung vervollkommeneten Krankenhauskultur. Wie wenig das auf die Dauer der Volkskraft ausbessern kann, zeigt die Verzinsung des Bevölkerungskapitals mit nur 0,18 vom Hundert in dem Kulturland Frankreich mit seiner (14,3) gegen uns (19,2) so geringen Säuglingssterblichkeit. Wir haben die Wirkungen künstlicher Hebungen der Volkskraft hinter uns, Rußland hat sie noch vor sich, und von der Zukunft haben wir hier zu reden.

Also ginge es mit der deutschen Volkskraft reizend abwärts? Die Lebenskraft eines Organismus läßt sich nicht erneuern, weder Sieg noch Niederlage, weder Schulden noch erbeutete Kriegsmilliarden könnten Deutschland vor seinem Schicksal bewahren? Aber der Lebenswille kann es. Nein, der Geburtenrückgang ist gewollt. Wir müssen sagen: Gott sei Dank, er war nicht Notwendigkeit, er war nur gewollt! Denn mit dieser Erkenntnis öffnet sich dem deutschen Volk die Hoffnung im Kampf um die Zukunft. Und so steht die Frage: wird unser Volk, das es fertig brachte, nach beispiellosem Aufschwunge, vierzig Jahre nach dem glorreichen Kriege durch langsame Vergiftung Hand an sich selber zu legen, wird es den Willen aufbringen zu einer zielbewußten, traflaggespannten Weiterentwicklung, zu einem sittenreinen Leben der Selbstbeherrschung?

sich an das heißgeliebte Mutterland anschließen wollten, ihrem trostlosen Untergang überlassen wolle. So fuhren sie still von dannen.“

Diese ganze zukünftige Entwicklung neudeutscher Siedlungsarbeit im Osten wird unfraglich auch noch durch eine andere Umgestaltung der dortigen Verhältnisse beeinflusst, gefördert werden. Wenn jetzt mitten im Kriege die deutsche Verwaltung als ein weiteres Ruhmesblatt ihrer hohen Kulturleistung die Eröffnung der polnischen Universität und technischen Hochschule in Warschau aufweisen kann (hoffentlich folgt bald im Westen eine slawische Hochschule nach!), so wird damit zum mindesten das eine bezeugt, — im Schutze der Siege Deutschlands und seiner Verbündeten wird die alte leidige „polnische“ Frage einer neuen Lösung entgegengeführt. Mag diese ausfallen wie sie will, sie wird jedenfalls dazu beitragen, dem Polenvolke die Aufgabe zu stellen, seine Kräfte zu sammeln, sich von unnützer Zersplitterung und aufreibenden Kampfgegensätzen gegen die deutschen Helfer und Förderer, seine westlichen, kulturell ihm nächststehenden Nachbarn fernzuhalten. Schon ist von weitsichtigen, politisch klar sehenden Führern der Polen die Lösung dieser Sammlung ausgegeben und damit die Aussicht eröffnet auf eine schiedlich-friedliche Verständigung zwischen Deutschen und Polen in unseren ostmärkischen Grenzgebieten. Dort aber im altpolnischen Osten wird Raum frei für Polens Adel, Bürger und Bauern, da, wo der Russe nach seiner bisherigen Niederlage und seiner gemeinen Verwüstungspolitik unmöglich geworden ist. Dorthin wird und muß zur eigenen Sicherung des Polenvolkes ein Strom polnischer Auswanderer ziehen. Mit Hilfe der reichen Mittel, die ihm freiwillig eine Loslösung, ein Verkauf seiner größeren westlichen Besitzwerte bietet, wird er in den ost- und südpolnischen Gebieten — vielleicht gar hinab bis nach Odessa zu — sich neuen, größeren und national entwicklungsfähigeren Besitz sichern. Wo aber jene, nicht im herben Kampfe wie bisher, sondern wir nehmen an in verständnisvoller, freundnachbarlicher Vereinbarung mit der Ansiedlungskommission und deutschen Landbanken, Heimstätten = Genossenschaften usw. das Land in den Grenzmarken räumen, da weitet sich der Raum für innere Kolonisation, für Neusiedlung!

Gerade aber auf diese Arbeit müssen wir unsere ganze Kraft legen, denn deutlicher als je zuvor in der deutschen Geschichte hat dieser furchtbare Weltkrieg erwiesen, daß unser Volk sich nur auf seine eigene Kraft — nächst der Hilfe des Herrn der Heerscharen — verlassen kann, daß, wie Treitschke schon stets betonte, bei eines Volkes Leben, Bestand und Erfolg in der Welt es im letzten Grunde ankäme auf „die Kraft der Venden, auf die Zahl tüchtiger arbeitskräftiger Söhne und Töchter, die ihm geboren werden wie Tau aus der Morgenröte“, — darum zumal auf eine volkreiche Land- und Bauernbevölkerung, — diese Kraft, Zahlen- und Lebensquelle auch für die Städte, für Handel, Gewerbe und Industrie, zumal aber für das Volksheer! Nur die Landwirtschaft

reicht einer Nation die Mittel dazu dar, sei's aus wirtschafts-
politischer, wohl erwogener Erkenntnis heraus, sei es „der Not ge-
horchend, nicht dem eigenen Trieb“ einen geschlossenen Handels-
staat zu bilden oder doch sich jederzeit dazu ausgestalten zu können.
Darum muß die erste Lehre dieses Krieges sein, durch die volks-
wirtschaftliche und gewiß nicht zurückzuschraubende Entwicklung
Deutschlands zu „zweierlei“ Landwirtschaft, der heimischen
und überseeischen, doch vor allem und zunächst die heimische
zu stärken, auszubauen und umfassend zu erweitern. Die
Grenzmarken müssen und werden uns dazu Landraum, Mittel und
Wege bieten. Haben wir bisher in der Kolonialpolitik es immer
als einen unvergleichlichen Vorzug Rußlands empfunden, daß es
seine Kolonial- und Siedlungsausbreitung unmittelbar an den
heimischen Grenzen finden konnte und sie nicht losgelöst vom Mutter-
lande, fern über See zu suchen brauchte, so müssen wir jetzt die
deutsche Stunde der Weltgeschichte wahrnehmen und in erster Linie
Kolonisationsarbeit dort treiben, wo weite, dünnbesiedelte Räume
dem deutschen Bauern und Landherrn genügend Ellenbogenfreiheit
zu bieten vermögen.

Völlig und lebhaft stimmen wir darum auch den Worten zu,
die unser lieber Freund und alter Kamerad, der rechte Veteran der von
Wizzenhausen ausgezogenen deutschen Kulturpioniere, Dr. Aldinger,
fürzlich in der „Deutschen Post“ von S. Leopoldo Brasilien schrieb:

Das Heil und die Zukunft Deutschlands liegen nicht so sehr auf dem
Wasser, als vielmehr auf dem Lande, und zwar auf dem Lande, das den
Franzosen und Russen abgenommen und völlig deutsch besiedelt wird. Der
bekannte Professor der Geschichte, Dr. Onken meint, daß „vielleicht außer einer
engeren Verbindung von Deutschland und Oesterreich, noch eine Verbreiterung
der nationalen Basis nach der See hin in Betracht käme, aber nicht mit dem
massiven Verfahren der Annexion, sondern besser mit den elastischen Mitteln,
die die Realpolitik dem Einsichtigen in die Hand gibt“. Die Wirkung solcher
elastischen Mittel kennt man nun doch von Elsaß-Lothringen her maöender
zur Genüge, daß davon garnicht mehr die Rede sein sollte. Hinweg mit allen
elastischen Kulturmitteln! Der Sieg in diesem Weltkrieg muß dem deutschen
Volke neues Bauernland bringen; er soll nicht vor allem die Entwicklungslinie
stärken, die zu mehr Handel, mehr Industrie, mehr Kapitalismus, mehr Ar-
beitern, mehr Landflucht, mehr Stadtsucht und zu Geburtenrückgang führt.
Einen sehr guten Vorschlag hat bereits ein lothringischer Landwirt gemacht:
Als Antwort auf die Beschlagnahme deutschen Privatvermögens in Frankreich,
sollen die zahlreichen, Franzosen gehörigen Güter in Lothringen eingezogen
und zu staatlichen Domänen gemacht werden. Besser noch wird es sein, wenn
man diese Güter an altdeutsche Bauern verteilt. Die Russen haben bereits in
ihrem Lande einen ähnlichen Weg beschritten. Obgleich die dortigen deutschen
Ansiedler stets gute Bürger des russischen Staates waren, will die Regierung
ein Gesetz zur Liquidation des deutschen Grundbesitzes erlassen. Hoffentlich
gelingt es Hindenburg zeitig genug, so mit den Russen fertig zu werden, daß
die völkische Landreinigung in Rußland von deutscher Seite vorgenommen
wird. Sie ist viel wichtiger und ein viel höheres Ziel als die Erwerbung
des Kongostaates oder Marokkos oder eines ganzen afrikanischen Kolonial-
reiches. Die Friedenspalme für ein größeres Deutschland soll nicht, wie der
Kolonialsekretär Dr. Goltz hofft, zuerst in Afrika gepflanzt werden, sondern auf
den besten Gefilden Frankreichs, Belgiens und Rußlands. Man vergesse nicht
über „Kolonial- und Weltabsichten und weltbürgerlichen Aufgaben“, wovon
Dr. Neumann redet, die nächsten und wichtigsten Aufgaben, die vor der Tür

des Reiches liegen. Oder wird man wieder wie in den Jahrzehnten nach 1870/71 Millionen der besten Deutschen als Auswanderer mühsam ihr Brot draußen in der Welt herum suchen und an den Grenzen eine unzuverlässige, untreue Bevölkerung wohnen lassen? Das wäre doch die reine Torheit!"

Für solch zielbewusste Kolonisations-Arbeit ist dann, wie gerade das Beispiel von Kurland beweist, die Mitarbeit einer gebildeten, vorbildlich wirkenden und weitblickenden Führerschicht unentbehrlich. Das lehrt die Kolonial- und Kulturgeschichte auf allen ihren Blättern. Schon Treitschke wies häufig darauf hin, daß die Besiedlung Siebenbürgens in ihrer Weiterwirkung tragisch gehemmt worden sei durch den vorzeitigen Verlust der ritterlichen Führer. Die dortige nationale und wirtschaftliche Entwicklung sei unfraglich anders und noch erfolgreicher vor sich gegangen, wenn dem tüchtigen sächsischen Bauern- und Bürgervolke nicht die wirtschaftlich und politisch unentbehrliche Oberschicht von unabhängigen Großgrundbesitzern und von Landadel mit der baldigen Verdrängung des deutschen Ordens durch das ungarische Königtum geraubt worden wäre; erst die Reformation habe durch die Bildung eines deutsch-evangelischen Pfarrerstandes einigermaßen Ersatz geschaffen und so der bis dahin ziemlich führerlosen Masse der Bauern und Kleinbürger Hirten und zugleich Führer gegeben. Umgekehrt aber verwies Treitschke auf die Erfahrungen im deutschen Osten, in Preußen zumal, aber auch in den Ostseeprovinzen, wo es einer tatkräftigen Oberschicht von Landherren als kriegerischen, kulturellen und wirtschaftlichen Führern gelungen sei, die deutsche Herrschaft und deutsche Kultur über die weiten Gebiete der Ostmarken auszubreiten und zu sichern trotz einer nur allzu dünnen Mittelschicht bäuerlich-bürgerlicher Siedler als Mitarbeiter an dem Werke der Kolonisation und trotz eines, verglichen mit Ungarn, viel mächtigeren und massenhafteren Ansturmes der slavischen und polnischen Gegner.

In der neuzeitlichen Entwicklung kolonialer Deutschsiedlung haben wir auch einen naheliegenden Vergleich an der Entwicklung des Deutschtums von Nord- und Südamerika. Daß der immerhin bedeutende Einfluß der Deutschen im Norden so wesentlich größer ist und — trotz der traurigen Erfahrungen jetzt im Weltkrieg — auch achtungsgebietend gegenüber dem vorherrschenden Engländerum, dies liegt unfraglich in einer wichtigen Tatsache begründet: Unter den deutschen Auswanderern nach Nordamerika befand sich von vornherein ein erheblicher Bruchteil führender Geister. Namentlich religiöse und politische Führer verknüpften ihr Geschick fest mit dem der dorthin ausgewanderten Deutschen. Dagegen läßt sich die Zahl großer Deutschen-Führer in Südamerika, namentlich auch Brasilien und Chile, an den Fingern herzählen, zumal seit durch das „Von der Seydl'sche Rescript“ die Auswanderung nach dorthin mit der Acht belegt war. Die hervorragende Stellung der deutschen Großkaufleute in den südamerikanischen Großstädten und Handelsplätzen aber konnte demgegenüber nicht ins Gewicht fallen, da der

Handel weder Beruf noch Art hat, sich in fremden Ländern zum Führer der breiten Masse seiner Volksgenossen, der Ansiedler aufzuwerfen. Aufgabe und Ziel des Handels ist in solchen Gebieten ja umgekehrt, möglichst Fühlung zu gewinnen mit den fremdbürtigen Interessenten und deren Wirtschaft.

Wenn wir daher schon in den alten Bahnen der deutschen Kolonialpolitik die Notwendigkeit erkannten, daß eine Siedlung nur erfolgreich sein könne, wenn sie eine günstige Mischung der Wirtschaftsbetriebe, neben der Kleinsiedlung auch mittlere und größere Besitzer ansetzte, so gilt das für die neuen Wege und Ziele erst recht. Der Engländer mit seiner in wirtschaftlichen und politischen Dingen so selbstverständlichen brutalen Rücksichtslosigkeit hat von früh an, schon von der normannischen Besiedlung der englischen Inseln und Eroberung Irlands an, es ohne viel theoretische Forderung und wissenschaftlich-historische Feststellung, sondern rein triebhaft, instinktiv als beste Weisheit der Landbeherrschung und einer materiell und politisch erfolgreichen Siedelung erkannt, daß neben dem Bauern und Kleinsiedler der „Gentleman-Farmer“ und der größere Besitzer nicht zu entbehren sei. Wenn er in den Kolonien der Neuenglandstaaten so schnell ein Abbild der englischen Heimat schuf, und in Canada, Australien, Neuseeland, Kapland, Natal so schnell die englische Vorherrschaft durch seine zielbewußten englischen Herrenmenschen als politisch maßgebende Oberschicht befestigte, dann können wir darin jetzt erst recht nur von unseren Feinden lernen, zumal wenn die eigene deutsche Kolonisationsarbeit seit den Tagen der Völkerwanderung (vgl. Gothen-, Vandalen-, Frankenarbeit in ihren Unterschieden) schon genug lehrreiche Beweise für diese Weisheit bietet! Besser als in Canada und Australien werden hinfort darum unsere wagemutigen Kulturpioniere, die gebildeten Söhne unseres Volkes, soweit sie nach freier eigener Scholle in kolonialem Neuland suchen, ihre Zeltpfähle einschlagen, von denen der große Prophet deutscher Kultur, Paul de Lagarde, vor Jahren schon sagte: „Wir brauchen Land vor unserer Türe!“ Ja, jene Mißleiteten, die sich von Englands „Geschäftsreflake“, von dieser schrillbunten Werbetrommel, verlocken ließen, sie mögen den Staub Canadas und Australiens von ihren Füßen schütteln, um der Mutter Deutschland neue, helfende Söhne zu werden, neue Söhne zu zeugen auf heimischer Scholle unter der deutschen Flagge! Gewißlich werden auch gar viele der amerikanischen Deutschen, angewidert und empört, den englisch beherrschenden, englisch sprechenden, englisch handelnden Vereinigten Staaten den Rücken kehren und deutsche „Rückwanderer“ werden im schönsten und besten Sinne des Wortes. Sie mit ihrer wirtschaftlichen Erfahrung und ihrer Kenntnis von der scheinheiligen Verderbtheit einer Politik und Staatsverwaltung, die ihre sogenannte Freiheit zum Deckmantel wüster Mammonsnechtschaft und Demokratie zu rücksichtsloser „Ochlokratie“, Gewaltherrschaft einer kleinen Schar von Volksausbeutern macht. Die Kenner dieser Politik werden besonders brauchbare Mitarbeiter am Grenzwall gegen das asiatische

Moskowitzertum sein. Aber auch manch einer der enttäuschten Urwaldsbauern von Brasilien oder der Steppensiedler von Argentinien mag wohl sich und uns die Genußtuung bereiten, unter die Fahne des deutschen Reiches zurückzusiedeln — zur sauer süßen Freude seiner lufitanischen und sonstigen franzosenfreundlichen, deutschfresserischen „Kompatrioten“ lateinischer Zunge und Kultur. Bezeichnend und hoffnungreich ist der nachfolgende Brief eines Deutschen aus Südamerika:

„Wie wir als Ihnen bekannt voraussetzen dürfen, stand es für uns schon vor dem Weltkrieg fest, daß unser hiesiges Deutschtum ohne Zufluß aus der Heimat dem Untergange entgegengehe. Dieser Zufluß bleibt aus und wird ausbleiben. Nach der bisherigen Haltung des Brasilianertums können wir ihn auch jetzt nicht mehr befürworten. Daran ändert auch nichts, daß unter dem Einfluß der deutschen Siege die „Brasilianer“ wieder die alte Kagenfreundlichkeit zeigen. So sehen unsere deutschen Kolonisten hier im Land vielfach auch plötzlich selbst den Abgrund, an dem sie gewandelt. Sie fühlen es jetzt erst, daß sie hier im besten Falle geduldet, vielfach ausgenutzt sind. Brasilienmüdigkeit und Sehnsucht nach der Heimat oder wenigstens nach deutschen Verhältnissen zeigen sich zum Teil schüchtern, zum Teil brechen sie mit elementarer Gewalt hervor. Zunächst sind es nur wenige, denen es klar zum Bewußtsein kommt. Fort aus den gegenwärtigen Verhältnissen möchten viele. Aber wohin? Das Wandern sind sie gewohnt; doch nun soll es das letzte Mal sein.

Gestatten Sie, daß ich dieses Problem auf eine möglichst kurze Formel bringe. *Negativ* genommen sind sie Brasilien müde und zwar wegen der ewig ungeordneten Verwaltungs-, Rechts-, Schul-, Verkehrs-, Wirtschaftsverhältnisse, sowie der nationalen Verachtung, die jetzt erst richtig zutage getreten ist. *Positiv* sehnen sie sich nach deutschen Verhältnissen mit deutscher Kirche, Schule und Verwaltung. Nun kommen ihnen Bedenken: a) Wie komme ich hier fort? b) Wo finde ich ein passendes Klima? c) Werde ich mich, werden meine Kinder sich wieder an deutsche Verhältnisse gewöhnen? d) Wieviel Geld brauche ich? Was wird aus meinem Land hier?

Es wird zunächst unsere Aufgabe sein, und ist auch schon gewesen, auf diese Bedenken einzugehen, doch bitten wir auch Sie, verehrter Herr Bruder, bezw. Ihren Verein um Ihre Unterstützung und gestatten uns darum, Ihnen folgende Fragen vorzulegen:

1. Können deutsche Kolonisten aus Brasilien zur Besiedlung
 - a) tropischer oder subtropischer Kolonien,
 - b) deutschen Gebietes in Ostdeutschland (bezw. okkupierter neuer Gebiete) gebraucht werden?
2. Wieviel Geld müßte eine Kolonistenfamilie mindestens haben?
3. Könnte Kolonistenfamilie unter Umständen Ueberfahrt bezahlt werden?
4. Könnte Kolonistenfamilie unter Umständen Gebiet mit der Verpflichtung allmählicher Abzahlung zur Verfügung gestellt werden?

Wir können natürlich jetzt nur ganz allgemeine Fragen stellen, wie auch selbst nur ganz allgemeine Angaben machen. So viel steht jedoch schon fest: es sind gerade die besseren Elemente, die fortstreben, aber natürlich gern eigene Herren auf eigener Scholle bleiben möchten, nachdem sie früher aus diesem Grunde als Tagelöhner die alte Heimat verlassen haben.

In der Hoffnung, hiermit einen kleinen Stein zum Neuaufbau des größeren Deutschland beitragen zu können, und einer baldigen freundlichen Antwort entgegensehend

verbleibe ich mit brüderlichem Gruße Ihr sehr ergebener gez. F.“

Ja — wenn jene Rückwanderer von drüben nach Deutschland heimkehren, dann soll es uns eine wahre, innige Freude

sein, das Bejheul derer zu hören, die zuvor nur ihren Amerikaner=stolz in Beleidigung, Verdächtigung und Gehässigkeit gegen die freilich unbequemen, fleißigen, tüchtigen, ehrlichen und treuen Deutschen beweisen konnten. Vielleicht werden jene „Interessenten“ dann später bescheidener gegen die Deutschen werden und um so ehrlicher darnach verlangen, Glieder unseres Volkes bei sich als die besten Helfer willkommen zu heißen und dauernd in Ehren zu halten. „Wir laufen niemand nach!“ Dies staatsmännische Wort sollte der Deutsche gerade auf jene Völker anwenden, die ihre eigene Unzulänglichkeit mit dem fadenscheinigen Stolz der Emporkömmlinge verdecken. Diesen wie auch den anderen großen und größeren Nationen macht nur ein selbstbewusstes Auftreten Eindruck. Da wo das Sprichwort gilt: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz!“ hält man Bescheidenheit stets für ein Zeichen der Schwäche. Dagegen gibt es nur zwei Waffen, entweder, ihm verächtlich den Rücken drehen oder die Faust unter die Nase halten; im Notfall aber — den Fußtritt. Da aber der einzelne Deutsche der Regel nach weder Recht noch Beruf hat, sich in diese Kampfstellung zu setzen, denn das ist in solchem Falle Pflicht und Beruf der verordneten Vertretung des deutschen Volkes und Reiches, — (Bismarcks Kaltwasserstrahl!) — so tut der Einzelne gut, dem Widerspruch zwischen seiner Leistung als Kulturpionier und seiner Anerkennung seitens der Fremden ein Ende zu machen durch den Verzicht auf die Ehre des Kulturdüngers unter fremder Flagge. Hoffentlich finden wir dann auch unter den Rückwanderern und Kulturpionieren in der neuen Kolonisationsarbeit des Ostens oder im Notfalle Westens auch unsere alten Kameraden aus Canada, Australien, Brasilien usw. wieder.

Vielleicht aber wendet man gegen diese Gedankengänge ein, daß noch manch einem der deutschen Kulturpioniere nicht mit einem Siedlungsgebiet gedient sei, das ihm nur europäisches, oder gar nordosteuropäisches Klima biete? Jedoch auch in der Richtung bieten die neuen Ziele der deutschen Kolonialpolitik andere Wege. Denn sowohl aus politischen wie wirtschaftlichen Gründen ist es für unser Volk nötig, neben der bisher geschilderten Siedlungsform auch in wärmeren, südlichen und subtropischen Gebieten festen Fuß zu fassen. Und diese liegen uns vor der Tür, im Südosten, in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien! Wir wollen hier nicht auf die weitstichtigen Gedanken näher eingehen, die K. von Winterstetten in seinem Heft „Berlin — Bagdad“ dargelegt hat. Selten in der Geschichte ist derart klare und bestimmte Voraussicht eines Politikers so sichtbarlich von den nachfolgenden Ereignissen bestätigt worden! Auch sei hier nur kurz verwiesen auf Köhler „Der neue Dreibund“. Doch uns hier berührt jetzt zunächst die wirtschaftliche Seite, weil die politische bereits durch den Weltkrieg auch für das blödeste Auge eines politischen Angstmeiers offenbar geworden ist. Wenn schon Ranke betonte: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksal

Konstantinopels aufs engste verknüpft!“ und wenn der deutscheste unserer Nationalökonomien, Friedrich List, der Begründer eines deutschen Sytemes der Volkswirtschaft, dessen ganze Bedeutung gerade jetzt in dem Riesenkampf mit den anderen Weltmächten erst recht zu Tage tritt, uns mit dem Blick auf den Osten und Vorderasien weite, ferne, hohe Zukunftsziele weist, deren Wert und Umfang nicht nach dem Beifall kurzfristiger Zeitgenossen beurteilt werden dürfe, dann müssen wir heute den Wall gegen Britentum und Moskowitertum dort im Orient um so fester gründen. Die Bagdadbahn ist, wie Ernst Jaedh am 5. April 1914 im „Größeren Deutschland“ hervorhebt: „Die Diagonale eines Gebietesvierecks, in dem deutsche Arbeit sich betätigen kann. In diesem Bagdadbahngebiet erweitern sich Bewässerungsanlagen, Baumwollpflanzungen, Wollzüchtereien, Getreideentwicklung, Erzmütung, Petroleumquellen, kurz lauter Rohprodukte, die gerade die deutsche Volkswirtschaft braucht!“ In der Tat bietet sich dort in dem über den Balkan und die Türkei uns so nahe gerückten Orient im Zuge der zukünftigen Weltstraße (Atlantischer Ozean, Deutsche See, Persischer Meerbusen, (Indischer Ozean) von Hamburg, Bremen, Emden, Antwerpen über Berlin, Ofen-Best, Sofia, Konstantinopel, Bagdad, Korna, Basra, Koweit — eine wirtschaftliche Möglichkeit von ungeahntem Umfang und Wert. Solch ein hervorragender Kenner jenes Landes und streng sachlich-wissenschaftlich zu urteilen gewohnter Gelehrter wie Dr. Friedrich Delitsch verfällt bei einer Schilderung dieser Gebiete in einem Vortrage „Im Lande des einstigen Paradieses“ in eine fast poetische Begeisterung:

Geboren und umschlossen von zwei der herrlichsten Ströme der Welt, glich das babylonische Alluvialland — an Größe dem Königreiche Italien mit Ausschluß der Inseln entsprechend — einem Treibhause von beispelloser Vegetation. Ueberreich an Sesam und Obst aller Art, bildete das Land eine unererschöpfliche Kornkammer und einen Palmenwald zugleich bis hinab an das Gestade des persischen Meeres. Um aber die Niederlassungen und Pflanzungen vor den alljährlichen Hochfluten des Euphrat und Tigris zu schützen, waren die Ansiedler vom ersten Anfang an zur Erbauung von Dämmen und Anlegung von Kanälen genötigt, und diese Kanäle oder Stromteiler teilten nicht allein das Hochwasser der beiden Ströme und führten das befruchtende Maß den von der Ueberschwemmung nicht berührten Landesteilen zu, sondern sie boten sich auch von selbst dar, um zum Ersatz der Landstraßen mittelst mannigfacher Fahrzeuge Handel und Wandel zu fördern und den Verkehr von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu vermitteln. Babylonien war das Holland des Altertums. Darum sehen wir schon in sehr alter Zeit ein vielmäschiges Netz großer, kleiner und ganz kleiner Kanäle weithin über das Land sich breiten und jeder hervorragende König war bestrebt, wie durch Pflege so durch Ausbau dieser Wasserstraßen seinen Namen bei der Nachwelt ruhmvoll und segnet zu erhalten. In der Tat verewigten die Namen neuangelegter Kanäle wie „Hammurabi ist der Segen des Volkes“, „Samsuiluna ist eine Quelle des Segens“ das Andenken jener Monarchen in edelster Weise. Dicht bevölkerte befestigte Städte, dazu Dörfer und Weiler ohne Zahl bedeckten das Land, während sorgfältig abgegrenzte Aehrenfelder und schattige Palmenhaine mit weitgedehnten Wiesenstrecken wechselten, auf denen große Herden von Rindern und Kleinvieh weideten und ruhten.

Vor allem war es ein Landstrich, welcher, durch ein Labyrinth von Kanälen und Rinnen aus dem einen Euphrat bewässert, durch wahrhaft

paradiesische Schönheit entzückte, nämlich die Gegend nordwärts von Babylon, der „Wohnung des Lebens“, das Land etwa zwischen dem heutigen Bagdad und Hilleh. Es ist derjenige Teil Babylons, welchen Xenophon, Strabon, Ammian Marcellin eingehend schildern, alle übereinstimmend in dem Lobpreis des durch Natur und Anbau gesegneten Landes, in der Bewunderung seines Reichthums an Bewässerung, Kanälen, Brücken, Weinbergen, Obstfeldern, Dattelwäldern, wie denn noch Josimus in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. bestätigt, daß auch da, wo man keine Gebäude wahrnahm, Palmenhaine sich breiteten, von Weinreben umschlossen, deren hängende Trauben die Palmbaumkrone umkränzten. Auch der Talmud diskutiert ein jüdisch-babylonisches Sprichwort, lautend: „Diese Palmen Babels stammen vom ersten Menschen her“ — so paradiesisch war noch in der Sassanidenzeit der Eindruck des Landes. Ja noch in der Kalifenzeit standen in dem Neg der Zweigkanäle des Königskanals nördlich von Babylon 360 Dörfer, aus denen jährlich 15 Millionen Kilo Getreide und 225 000 Dirhem in Gold dem Staate als Revenuen zufließen. In Wahrheit ein Gottesgarten, gepflanzt in dem Babylonischen Tieflande oder Edin.

So war es einst, wie ganz anders als jetzt! Fürwahr, es läßt sich kein größerer Gegensatz denken, als dieses Einst und Jetzt. Einst, wie Plinius sagt, fertilissimus ager totius orientis, „der fruchtbarste Acker des ganzen Orients“, ist das Land jetzt größtenteils eine trostlose Wüste, hier eine Sandwüste, dort, wo das Land schuflos den Ueberschwemmungen der Ströme preisgegeben ist, eine Wasserwüste, beziehungsweise ein Sumpf, überragt, vor allem im Süden des Landes, von riesigen Kothren. Die Kanäle sind zumeist versandet, ja selbst die beiden Hauptlebensadern durch irrationelle Wasserentziehung unterbunden, also daß der Euphrat während des Sommers auf weite Strecken einem armseligen Bächlein gleicht und die auf dem Tigris den Verkehr zwischen Bagdad und Bassorath notdürftig unterhaltenden englischen und türkischen Dampfer in den heißesten Monaten immer und immer wieder auf dem seichten Grunde auffahren. Sandstürme aus der Wüste, wie sie schon früher das Land heimsuchten, fegen jetzt doppelt ungezügelt über die Ebene, die zumeist bestanden ist mit stacheligen und harten Wüstenkräutern, der kümmerlichen Weide der Schafe und Ziegen der arabischen Wanderhirten. Selbst die Wolle dieser Tiere ist so minderwertig, daß sie von den abendländischen Märkten zurückgewiesen wird; auch die Dürme sind insolge des allzu reichlichen Trinkens unbrauchbar. Das einst so reich bevölkerte Land ist jetzt entvölkert, und es ist jetzt entvölkert, und es ist ein harter Kampf, welchen die teils sesshaften, teils nomadisierenden Araber um das tägliche Brot führen. Raub und Fehde sind an der Tagesordnung, Armut und Entbehrung sprechen aus Ernährung und Kleidung.

Mit alledem trifft die osmanische Regierung und die dortige Bevölkerung keinerlei Vorwurf; denn der Verfall des Landes begann Jahrhunderte vor der osmanischen Herrschaft, die Türkei übernahm nur solch ein trauriges Erbe. Im Gegenteil, wenn noch heutzutage Palmenhaine, ja im Süden des Landes dichte Palmenwälder die Ufer des Tigris und vor allem des Euphrat begleiten, hier und dort neue Palmpflanzungen entstehen, die Reiskultur an vielen Orten blüht, wenn die Kanäle z. B. zwischen Nasrije und der Ruinenstätte von Ur Kasdim sich in überraschend tadellosem Zustande befinden, und fleißige Hände vom frühen Morgen bis zum späten Abend mühsam das Wasser aus dem Kanale auf den Acker bringen, Melonen, Gurken und Zwiebeln anbauen, so beweist dies; das, was in einem also von der Mitwelt vergessenen vereinsamten Lande, in solchem entnervenden Klima, bei so spärlicher Bevölkerung, ohne alle technischen Hülfsmittel und Erleichterungsmittel geschehen kann, unter dem Schutze der türkischen Regierung geschieht. Aber wie nun einmal die Gegenwart ist, kann das Babylonien unserer Tage, selbst die Städte wie Bagdad nicht ausgenommen, nur bezeichnet werden als ein Land verglimmenden Lebens. Noch zeigt das Land die Spuren seiner einstigen weltberühmten Schönheit: die musterhaft bewirtschafteten kaiserlichen Domänen bezeugen die unverwüsthche Fruchtbarkeit auch noch des jetzigen Bodens; in dem Garten eines reichen, unserer Expedition befreundeten arabischen Großgrundbesizers

in Gilleh, welchen wir manchmal besuchten, stehen Baumwolle und Feigenbäume, Weinreben, Melonen, Granatapfel dicht beieinander in üppigster Fülle; ja, ein weggeworfener Dattelfern erwächst, so erzählt man, auch nur bei einiger Feuchtigkeit binnen drei Jahren zu einer 15 Fuß hohen, fruchttragenden Palme. Trotz alledem gleicht das babylonische Land von heutzutage einem bleichen abgeklärnten Antlitz, über welches zwei Tränenströme fließen.“ —

Ich habe mich selbst früher allen mesopotamischen Siedlungsplänen gegenüber zurückhaltend, ja ablehnend verhalten, weil ich bei dem Mißtrauen der alten Verwaltung im Verein mit der heimtückischen Wühlarbeit der Engländer und Russen einen großzügigen Erfolg für ausgeschlossen hielt und eine erneute Verplemperung etlicher Tausend Deutscher an verlorene Posten, ohne festen Rückhalt am Vaterlande vermieden sehen wollte. Die Neuorientierung unserer Politik durch den Weltkrieg hat aber alle diese Bedenken in das Gegenteil verkehrt. Jetzt ist es kein Trugbild mehr, wenn wir Deutschen das Ziel ins Auge fassen, was uns schon 1903 der englische Kolonialmann Johnston, vielleicht nicht ohne Nebenabsicht, wie er durch seine heutigen wütenden Schimpfereien auf den gefährlichen Nebenbuhler Englands beweist, aber doch weitblickend vor Augen hielt, wenn er sagte: „Wäre ich ein Deutscher, so würde ich in meinen Zukunftsträumen ein großes deutsch-österreichisch-türkisches Reich sehen, mit vielleicht zwei Haupthandelshäfen: der eine Hamburg, der andere Konstantinopel; mit Häfen an der Ost- und Nordsee, am Adriatischen, am Ägäischen Meere; ein Reich, das seinen Einfluß durch Kleinasien und Mesopotamien bis über Bagdad hinaus geltend machen sollte. Dieses ununterbrochene Imperium, das von der Mündung der Elbe bis an den Euphrat und Tigris reichen würde, wäre doch gewiß ein stolzes Ziel, wie es eine große Nation nur erstreben kann.“

Nur unbedingt zustimmen kann man daher den auch von Winterstetten angeführten Darlegungen Prof. Spencers, Kalkutta: „Der Orient ist das einzige Territorium der Erde, das noch nicht von einer der emporstrebenden Nationen in Beschlag genommen worden ist; er ist aber auch das schönste Kolonisationsfeld, und wenn Deutschland die Gelegenheit nicht verpaßt und darnach greift, ehe die Rosaten die Hand danach ausstrecken, hat es in der Teilung der Erde den besten Teil errungen. Denn bei der Kolonisation des Orients würde das ganze deutsche Volk in allen Schichten und Ständen gewinnen. Der deutsche Kaiser hat, sobald einige hunderttausend deutscher Kolonisten in Waffen jene herrlichen Gefilde bebauen, die Geschichte Vorderasiens in seiner Hand und kann und wird ein Lord des Friedens für ganz Asien sein. Der Kaufmann und der Gewerbetreibende findet ein ergiebiges Feld für seine Tätigkeit, dem Kapitalisten eröffnen sich Gelegenheiten für sichere, vorteilhafte Geldanlagen, und die Enterbten, welche den größten und nicht gerade schlechtesten Teil der Nation ausmachen, können, insofern sie Geschick, Lust zur Arbeit und Unternehmungsgeist besitzen, zu wohlhabenden Landwirten werden.“

Besser als irgend ein anderes Erdgebiet eignet sich dieser menschenarme Besitz unserer türkischen Freunde zum Arbeitsfeld deutscher Wirtschaft und Kultur. Alles, was wir bisher als notwendige Ergänzung unserer heimischen Volkswirtschaft namentlich aus den Vereiniaten Staaten einführen, in erster Linie Baumwolle, Petroleum, Weizen und Kupfer, das können und müssen wir in Zukunft aus jenen Gebieten des türkischen Orients herausholen. Das Baumwolland der Zukunft zumal ist hier für uns Deutsche zu suchen, wie überhaupt in allen bewässerungsfähigen subtropischen Gebieten vielmehr als in den tropischen Teilen Afrikas.

Sicherlich aber besser als in Canada oder Australien oder Kapland wird in jenem gesegneten Lande namentlich auch der gebildete deutsche Landwirt Kulturpionierarbeit tun und zu privatem Erfolge kommen können, zur gleichzeitigen Stärkung unserer türkischen Freunde und Bundesgenossen.

Uebrigens erscheint es nicht ausgeschlossen, in Verbindung mit diesen deutschen Siedlungsplänen eine andere Kolonisationsaufgabe im Orient zu lösen, die für die heimischen, innerpolitischen und sozialen Verhältnisse ebenfalls von großer Bedeutung werden könnte, nämlich im Sinne des Zionismus die jüdische Auswanderung und Ansiedlung in Palästina zu fördern auf Grund einer Verständigung mit der Türkei. Auf diese Weise würden wir im Rahmen der neuen Wege unserer Koloniarbeit verständigen und berechtigten Wünschen des Judentums nach nationaler Entwicklung und Betätigung ebenso wirksam Unterstützung leihen, wie ja das Polentum durch unsere oben angedeutete Kolonisation eine größere Sammlung und innere Erstarkung in geschlossenen national-politischem Gebiete zu erwarten hätte. Genau so wie Neupolen in seiner zukünftigen Sonderstellung im Bereich der Mittelmächte, bliebe dann ein nach und nach jüdisch besiedeltes Palästina ein Glied der unter der Mitarbeit Deutschlands politisch, militärisch und wirtschaftlich erstarkten Großmacht Türkei. Mit Recht haben gerade neuerdings tüchtige Kenner des osteuropäischen Judenvolkes und gerade auch deutsche und westeuropäische Juden darauf hingewiesen, wie nötig es sei, jenen Juden des Ostens, die durch den Weltkrieg in all ihren Lebensverhältnissen aufgestört und in Bewegung gebracht worden sind, sonderliche Beachtung zu schenken und ihnen neue Lebens- und Wirtschaftsbedingungen zu schaffen. Die trostlose Lage, die ihnen von den russischen Wächthabern jetzt vor allem bereitet ist, erfordert aus allgemein menschlichen und nationalen Gründen eine mitwirkende Fürsorge für Neuansiedlung in Gebieten, die ihnen eine eigenartige, möglichst ausichtsreiche Entwicklung verbürgt und dabei verhängnisvolle Konflikte mit der nach Osten zufließenden neuen Siedlungsbevölkerung tunlichst unterbindet. Das ist aber nur möglich, wenn man ihnen die Wege ebnet zu landwirtschaftlicher Ansiedlung und Entwicklung auf Neuland, in den östlichen Grenzgebieten und in ihrer jetzigen Heimat, russisch-Polen, oder gar in Mitteleuropa ist das natürlich nicht angängig.

Ein besonders wichtiges Siedlungsgebiet, worauf uns in Zukunft die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zwingend hinzuweisen scheinen, ein Gebiet mit idealem subtropischen Klima und all den gegebenen Bedingungen für Niederlassung gebildeter, führender Kräfte aus dem deutschen Volke ist aber Marokko. Von den einst so wertvollen und heute auch noch so aussichtsreichen Gestaden der Südküste des Mittelmeeres sind wir ja doch trotz der Völkerwanderung abgedrängt. Aber mag nun eine Abrechnung mit Frankreich zustande kommen, wie sie wolle, — eins bleibt nach unseren schon vor dem Weltkrieg verbrieften Rechten bestehen — der freie Weg zur wirtschaftlichen Betätigung in Marokko; namentlich Westmarokko in seiner klimatischen und atlantischen Lage bietet Ausichten bedeutendster Art, besonders nach der landwirtschaftlichen Seite hin. Vor allem ist hier neben Mesopotamien auch ein wichtiges Zukunftsland deutschen Baumwollbaues zu sehen, sobald dort die jetzt verfallene und vernachlässigte Landbewässerung wieder in Stand gesetzt und neu hergerichtet ist, sowie nicht minder für die Entwicklung eines Landbaues in kalifornischer Art und Gestaltung.

Nicht braucht hier in diesem Zusammenhang die Rede weiter zu sein von dem subtropischen Siedlungsgebiet, das Deutschland schon vor dem Kriege besaß, von Deutsch-Südwest-Afrika (Vüderikland). Dort hat ja zunächst das Kriegsglück gegen uns entschieden und mußte nach Lage der Dinge so entscheiden. Denn in einer Verfeinerung der zu Bismarcks Zeiten berechtigten Anschauung: „Das Geschick der Kolonien wird auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden!“ hat Deutschland an allen Heeres- und Verteidigungsausgaben nur allzusehr geknausert. Wir wollen nur auf die Tatsache aufmerksam machen, daß eine einigermaßen nennenswerte Kriegsrüstung und Verteidigungsfähigkeit von Südwest für Botha und Genossen genügend abschreckend gewirkt und die Gegenpartei ebenso sehr gestärkt hätte, um den Kapländern den Spaziergang nach Windhof zu verleiden. Ja umgekehrt hätten die Ausichten auf Erfolg einer englandfeindlichen Bewegung in Südafrika dort selbst wie auf den europäischen Kriegsschauplätzen für uns sehr wesentliche Folgen tragen können. Dasselbe gilt von Kamerun. Auch Ostafrika ist ein glänzender Beweis für diese, der bei uns bisher maßgebenden kolonialpolitischen Anschauung freilich widersprechende, Behauptung. Wir sehen nicht ein, warum das mächtige und reiche Deutschland nicht ebenso wirksam und zielbewußt seine koloniale Kriegsrüstung betreiben kann wie Frankreich, von England ganz zu schweigen, das uns jetzt mit seiner Uebermacht von Truppen und Ausrüstung in Westafrika erheblich Abbruch tut trotz des Heldennutes unserer kleinen deutschen Schar. Vor allem aber haben durch jene falsche, bisher übliche kolonialpolitische Anschauung die Feinde sich wertvolle Faustpfänder geschaffen, — mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand, — jedenfalls viel geringeren Opfern, als uns die Erwerbung der europäischen Faustpfänder in Westfrankreich, Kurland, Polen und

Serbien gekostet haben. Was dort mit dem teuren Blute unserer lieben Söhne erworben ist, das muß her- nach, zum Teil sicherlich, wieder in die Wag- schale geworfen werden für jene allzu leicht und billig den Feinden zur Beute gefallenem überseeischen Gebiete. Oder sollen wir ernstlich daran denken, darauf zu verzichten, ungeachtet des stolzen Kaiserwortes: „Wo der deutsche Mar einmal seine Fänge eingeschlagen hat, da läßt er sie nicht mehr los!“ — Das wollen wir nicht hoffen! Darum erscheint es uns auch nicht nötig, hier über die weiteren Wege der Arbeit in Südwest zu reden. Wir waren dort in den letzten Jahren so gut im Zuge und die Anfänge entwickelten sich so verheißungsvoll seit dem neuen frischen Zuge in der Deutschen Kolonialpolitik, daß an neue Wege dort auch nach dem Kriege zunächst nicht gedacht zu werden braucht. Möchte es uns vielmehr nur vergönnt sein, tatkräftig, mutig und unentwegt fernerhin dort weiter zu arbeiten auf den erprobten, und mit teurem Lehrgeld wie kostbarem deutschen Blute bezahlten Bahnen. Alles Weitere ist dagegen eine spätere und geringe Sorge.

Anders freilich sieht sich die Sache schon an, wenn wir an unsere tropischen Kolonien denken.

Von verschiedenen Seiten ist vorgeschlagen, Deutschland solle sich in Zukunft in seinen Tropenkolonien auf ein möglichst ge- schlossenes afrikanisches Gebiet beschränken, solle nament- lich auch auf alle Bestrebungen der Südsee verzichten. Man führt als Gründe für diese Anschauung im wesentlichen zwei an, — nämlich einen politischen und einen wirtschaftlichen. Man meint, es sei für Deutschland auf die Dauer doch nicht möglich die verzeitelten und vereinzelter Gebiete in der weiten Südsee-Inselwelt genügend zu verteidigen, gegen feindliche Uebermacht zu halten; andererseits seien sie aber auch wirtschaftlich nicht wertvoll genug, um uns in einer zielbewußten Arbeit an einem „deutsch-afrikanischen Indien“ zu hemmen. — Der politische Gesichtspunkt ist für ein starkes aufstrebendes Deutschland meines Erachtens ganz hinfällig; denn was, — von England ganz abgesehen, — ein Frank- reich, Holland, ja selbst Portugal seit Jahrhunderten gekonnt haben, — über die ganze Erdoberfläche hin verstreute Kolonien zu besitzen und zu behaupten, — davor sollte sich doch unser Volk nicht kleinmütig und ängstlich scheuen! Die Erfahrungen des jetzigen Weltkrieges sind dafür kein Gegenbeweis, denn sie sind in der bisherigen Weltgeschichte überhaupt einzigartig, werden sich auch so leicht nicht wiederholen, — und beweisen obenein nur eines, nämlich daß wir Deutschen gerade auch in dem politisch-militärischen Ausbau unserer Kolonien zu wenig weitsichtig und wagemütig gewesen sind, — immer Rück- sicht genommen haben auf die gute Laune Englands und zumal zu einer Zeit, wo dieses unsere gute Laune reichlich so nötig hatte, wie wir die seine, — und weil die Mehrheit unseres Volkes allzu-

lange das große weisse Wort unseres Kaisers nicht verstand: „Reichsgewalt ist Seegewalt!“ — Der wirtschaftliche Gesichtspunkt bei jener für die Zukunft empfohlenen kolonialen Zurückhaltung ist aber erst recht nicht stichhaltig. Gerade wenn unsere Volkswirtschaft eine Ergänzung ihrer Güter durch die tropische Landwirtschaft bei ihrer ferneren friedlichen Weiterentwicklung nicht entbehren kann, dann gilt doch zu beachten, daß der tropische Pflanzenbau seine glänzendste Ausgestaltung bisher nicht in Afrika gefunden hat, — aus natürlichen Gründen, — sondern in der Südsee und, trotz der dort kaum erst ein Menschenalter umfassenden deutschen Arbeit, nicht zum wenigsten in den deutschen Südseebesitzungen.

Die größten Pflanzungsunternehmungen in allen deutschen Kolonien liegen in jenem Gebiete und sie gehören unfraglich zu den bestgegründeten der ganzen Welt; denn sie stützen sich auf den Anbau der Kokospalme, — dieser lohnendsten und ausichtsreichsten Kulturpflanze. Ein indisches Sprichwort sagt von ihr, sie habe 999 Nutzungsmöglichkeiten und die 1000. sei nur noch nicht gefunden. Für uns ist die wichtigste Nutzung bekanntlich die Fettgewinnung aus dem getrockneten Kokosnußkern (Kopra). Allein im deutschen Südseegebiet sind bereits 35 000 bis 40 000 Hektar mit Kokospalmen bepflanzt, wovon rund 15 000 Hektar schon zur Zeit mindestens 30 000 Tonnen im Werte von etwa 15 Millionen Mark Ertrag bringen. Sachkenner berechnen, daß unsere deutschen Südseebesitzungen in 10 Jahren weit mehr als 90 000 Tonnen Kopra liefern würden und damit mehr als ein Drittel unseres Jahresbedarfs. Da überdies der bisherige Weltbedarf an Kopra jährlich überhaupt 590 000 Tonnen betrug, so beweisen diese Zahlen allein, welche gewaltige Bedeutung dieser Wirtschaftszweig jener deutschen Kolonie für unsere Volks- und Weltwirtschaft besitzt. Nicht minder wichtig ist daneben die Gewinnung des für die deutsche Landwirtschaft fast unersetzlichen Düngemittels der Phosphate, das uns die jetzt von den Japanern besetzten Inseln Nauru und Angaur lieferten. Alle anderen Vorkommnisse dieses wichtigen Rohstoffes sind in der Hand der Amerikaner, Engländer und Franzosen. Nach dem Kriege werden alle diese Feinde, zumal Großbritannien, alles daran setzen, um uns durch eine weitgehende Schutzzollpolitik, namentlich von allen englisch beherrschten Gebieten, abzuschneiden. Der Besitz von solchen Kolonien, die das Mutterland dann möglichst unabhängig mit Rohstoffen und wertvollen Wirtschaftsgütern versorgt, wird in Zukunft also von noch viel weittragender Bedeutung sein als schon bisher. Wir müssen darum im Gegenteil darauf bedacht sein, uns durch koloniale Neuerwerbungen den Bezug jener Güter zu sichern, die neben Kopra und Phosphaten uns auch Nickel, Kobalt, Platin, Gold und Erdöl sichern, und das sind Güter die vornehmlich im Bereiche des Stillen Ozeans leichter und eher zu finden sind, als in Afrika. Auch unseren großen Bedarf an Kaffee, Kakao, Vanille und namentlich an Gummi können

wir in der Folge aussichtsvoll nur dann decken, wenn wir mindestens zu kräftiger Beeinflussung der Preisbildung, ebenso wie bei Baumwolle und Wolle, nicht lediglich auf das fremdländische Ausland angewiesen sind, sondern mit einer nennenswerten Ergänzung aus deutschen Kolonien auf dem Weltmarkt auftreten können. Gerade auch für diese Erzeugnisse ist aber das Sedseegebiet mindestens ebenso wichtig wie das afrikanische.

Dazu aber kommt noch der weitere Gesichtspunkt, daß die volkreichen Gebiete Südostasiens unseren Feinden ein gar zu großes Uebergewicht volkswirtschaftlich und politisch verbürgen würden, wenn wir uns freiwillig kampflos und ohne Wettbewerb aus jenen Gebieten zurückziehen oder von ihnen fernhalten wollten. So sehr auf absehbare Zeit hinaus noch der Atlantische Ozean die Haupt-Völker- und Verkehrsstraße ist, die Zukunft des Stillen Ozeans darf ein auf und vorwärtstrebendes Volk, darf das erste Kulturvolk der Erde, das deutsche Volk, nicht als nebensächlich außer Acht lassen. Indes wir uns dann an dem spröden Afrika, an dem menschenarmen, schwer zugänglichen Mittelasrika mit deutscher Gründlichkeit und Beharrlichkeit abarbeiteten, vielleicht sogar manchen Zahn ausbissen, schöpften die Gegner an den anderen Enden der Erde den Rahm ab unter viel leichteren, schnelleren Erfolg verbürgenden Verhältnissen und wir „doktrinären Pedanten“ hätten dann, dank unserer theoretisierenden Politik, wieder einmal trotz unserer Tüchtigkeit das Nachsehen, weil — ja weil wir eben, „allzu gerecht, allzu weise“, meinten ganz klug und besonnen zu sein, wenn wir — („in der Beschränkung zeigt sich der Meister“ — es gibt das aber auch leicht beschränkte Meister!) — uns auf „ein möglichst geschlossenes Kolonialreich in Mittelasrika“ beschränkten! „Niemand zu lieb und niemand zu leid“ nennt das dann der deutsche Politiker, tatsächlich aber doch nur unserer ewigen Gutmütigkeit (andere nennen es Schlappheit) zu lieb und unseren edelen Kulturpionier-Opfern zu leid. Denn wir wollen und dürfen nicht immer bloß Amboß sein draußen in der Welt; wir habens seit Jahrhunderten wie erst in diesem Weltkrieg bewiesen, daß wir stahlharter Hammer an kriegerischer Tüchtigkeit sein können. Möchten wir darum auch stahlfesten Kämpfer im Weltkampf friedlicher Wirtschaftsarbeit nach dem Kriege werden — auf allen Gebieten der Erde — und da gerade am meisten, wo es den rücksichtslosen Aushungerungspatronen der Seeräubernation am unbequemsten sein wird, damit ihnen solche Pläne wie von Frauen-, Kinder- und Greisen-Mord durch Hunger für die Zukunft vergehen.

Ob und inwieweit es für derartige kolonialen Wege nötig ist, sich rings auf der Erde wehrhafte Stützpunkte unserer Seemacht und unserer Handelschifffahrt zu schaffen, das ist eine andere Frage. Ganz kluge Leute meinen, unsere

schlechten Erfahrungen mit Kiautschau in diesem Kriege sprächen deutlich dagegen und verweisen gerne darauf, daß England durch seine an allen Ecken und Enden der Erde befindlichen Angriffspunkte gerade zu einem Koloz auf tönernen Füßen geworden sei. Nun, die Engländer selbst sind bei einer dreihundertjährigen Kolonialgeschichte anderer Meinung und, wie mir scheint, mit Recht, obgleich ihnen die Sorge um den Suezkanal zur Zeit arg in die Knochen gefahren ist. — Aber Deutschland, bescheiden wie immer, hat ja auch garnicht die Absicht, sich an die Stelle von England in einer allmächtigen Weltherrschaft zu setzen, nur einen gehörigen Platz an der Sonne wollen wir haben, um in Luft und Licht, in der gerühmten „Freiheit der Meere“ leben zu können. Darum haben wir immerhin einige Stützpunkte an den großen hauptsächlich Weltverkehrsstraßen in Zukunft nötig, die hier aufzuzählen aber in den verbotenen Rahmen der Kriegsziele fallen würden.

Wir halten uns aber allzeit mit festem Sinn vor Augen das Mahnwort des Altmeisters der deutschen Volkswirtschaft, Friedrich List: Die See ist die Hochstraße des Erdballs, die See ist der Paradeplatz der Nationen, die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege der Freiheit. Die See ist die fette Weidetrift, auf die alle wirtschaftlichen Nationen ihre Herden zur Mastung treiben. Wer an der See keinen Anteil hat, ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt, der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind.“ Nun unseres Herrgotts Stiefkinder sollen und wollen wir Deutschen nicht sein! Im Gegenteil, eins wissen wir: Deutschland ist groß und stark genug, seit langem schon; so daß es nun endlich nach diesem Weltkriege auch in den fernsten Erd- und Meergebieten auf eigenen Füßen stehen kann und soll und damit man in Zukunft uns nicht wieder mangels Flotten-, Kabel- und Funkstationen mit einem dichtmaschigen Lügengewebe englischer Fabrikation von der Welt abschließen kann, eine Gemeinheit die wirksamer und für uns hemmender war, als die mißglückte Aushungerung! — Warten wir mithin ab, was unsere wackeren deutschen Krieger zu Lande, zu Wasser und in der Luft mit Gottes Hülfe weiter leisten werden, dann können wir auch weiter darüber reden, ob nicht doch die Engländer so ganz sachte, nach und nach, aus Calais, Lissabon, Gibraltar, Malta, Suez, Aden, Ceylon, Singapore, Hongkong als Herren verschwinden und ob dann nicht an einigen anderen schönen Meeresbuchten, Inseln und Felsen- nestern die schwarz-weiß-rote Flagge hochgeht! —

Was wir heute in dieser ernsten, großen Zeit unter heiligen Opfern von deutschem Herzblut erleben, das hat vor 150 Jahren Friedrich der Große in seine „Ode an die Deutschen“ (1760) prophetisch vorausgesagt:

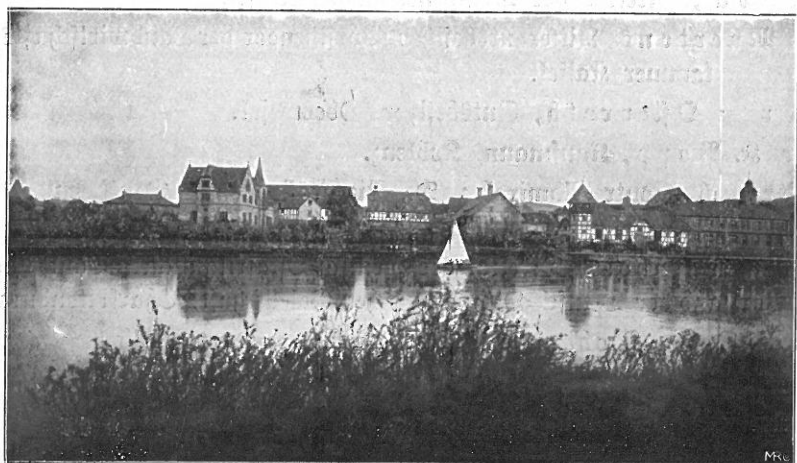
„Blickt nach Flandern, seine Schanzen gilt's zu stürmen, zu gewinnen!
„Mit den Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen!
„Muß beim Klange dieser Namen heißer nicht das Blut uns rollen?
„Denkt ihr nicht der blutgetränkten Ehrenselder, wo den vollen
„Siegeskranz der edle Ritter Prinz Eugenius sich errungen,
„Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen?

„Alles ruft bei solchem Wagen

„Eurem Mute zu: Glückauf!

„Die um Deutschland Sorge tragen

„Folgen eurem Siegeslauf!“



Wilhelmshof.